

Rebekka Zeinzinger

OeAD-Lektorin (seit 2017) Sarajevo, Bosnien und Herzegowina

Auf der Suche nach Grodek

Vor mir auf dem Teller liegt ein einsames und etwas blasses Frankfurter Würstel, daneben Hörnchennudeln und grüner Salat. Die Bedienstete des Hostels in Lwiw, deren rosa Rüschenbluse dem Muster der Tapete im Frühstücksraum erstaunlich ähnelt, stellt allen nacheinander das Essen und den Kaffee mit ausdrucksloser Miene hin. Niemand traut sich ein Wort zu sagen. Das bisher jeden Morgen servierte süße Frühstück – eine Art frittierte Topfenpalatschinken – war bei den meisten unserer Reisegruppe auf Skepsis gestoßen, daher hatten wir nach etwas Salzigen gefragt. Jetzt schaut jeder verdutzt auf den Teller vor sich. Vielleicht ist es aber auch nur die Müdigkeit, warum alle schweigen. Es ist sechs Uhr früh. Wir versuchen, ein wenig zu essen, denn wir wissen, uns steht noch ein langer Tag bevor.

Wir, das ist eine Gruppe von zehn Studierenden und vier Lehrenden der Universität Sarajevo in Bosnien und Herzegowina. Wir befinden uns auf einer Studienreise durch die westliche Ukraine, die durch die gemeinsame Initiative des OeAD-Kooperationsbüros in Lemberg und des Lehrstuhlleiters für Literaturwissenschaft an der Philosophischen Fakultät Sarajevo zustande gekommen ist. Die Verbindung zwischen Lwiw/Lemberg und Sarajevo ist eine historische. Beide Städte – über 1100 Kilometer voneinander entfernt – gehörten vor etwas mehr als 100 Jahren zur Peripherie der Habsburgermonarchie und teilen ein gemeinsames Erbe. Doch wie sieht die Situation heute, 100 Jahre nach dem Zerfall der Donaumonarchie aus? Welche Spuren dieses kulturellen Erbes sind heute noch da? Und was weiß man eigentlich in Lwiw über Bosnien-Herzegowina, was in Sarajevo über die Ukraine? Nicht besonders viel, eigentlich, stellten einige Studierende zu Beginn fest. Dass man in der Ukraine süße Palatschinken zum Frühstück isst, vielleicht? Dieser Erkenntnis sollten im Lauf der Studienwoche jedenfalls noch viele mehr folgen. Das Erbe österreich-ungarischer Geschichte aufzudecken und einen Austausch über die gemeinsame Verbindung der Germanistikstudierenden zur deutschsprachigen Literatur und Kultur anzuregen war Ziel und Sinn dieses gemeinsamen Projekts. Neben Vorträgen und Stadtführungen in Lwiw, Brody und Drohobytch, Städte im ehemaligen Kronland Galizien, entstanden auch eigene literarische Texte in einem Schreibworkshop, den OeAD-Lektorin Hilla Kainzbauer und ich gemeinsam durchführten. Zudem standen Besuche in den örtlichen Österreich-Bibliotheken und ein Workshop zur Analyse von „Radetzky Marsch“, der filmischen Adaption des Romans von Joseph Roth am Programm, in dessen Geburtsort Brody wir vor den Toren des ehemals deutschsprachigen, heute ukrainischsprachigen Gymnasiums standen, in welchem der große Literat einst die Schulbank drückte.

Nach den intensiven Eindrücken der vergangenen Tage brechen wir nun also zum letzten Teil unserer Studienreise auf, der uns von Lwiw über das polnische Krakau und die KZ-Gedenkstätte in Auschwitz zurück nach Sarajevo führen soll. Da wir die ukrainisch-polnische

Grenze noch nicht erlebt haben, wissen wir noch nicht, wie lange dieser letzte Teil wirklich dauert, und es ist wohl besser so. Es ist sieben Uhr, als wir uns nach dem gehaltvollen Frühstück des Hostels in der Yefremova Straße in Lwiw schließlich in Richtung Westen auf den Weg machen. Unser Bus mit dem exotischen Kennzeichen und der Aufschrift „Damy Tours Sarajevo“ rollt gemächlich über das historische bucklige Kopfsteinpflaster stadtauswärts und schaukelt alle nach kurzer Zeit wieder in den Schlaf. Doch lang währt der Schlummer nicht. Der erste Stopp liegt nur etwa dreißig Kilometer außerhalb Lwiws. Horodok ist ein unscheinbares Städtchen für jemanden, der dessen Geschichte nicht kennt. Vor etwas mehr als hundert Jahren ist es zum Schauplatz einer der grausamsten Schlachten des Ersten Weltkriegs geworden, zu einer der sogenannten „Todesgruben Galiziens“. Wir sind hier, um eine Spur dieser Zeit zu finden, einen Zeugen der Ereignisse, die in einem der berühmtesten Gedichte des deutschen Expressionismus festgehalten wurden. Wir sind in Georg Trakls „Grodek“.

Ausgestattet mit einem A4-Ausdruck, dessen Vorderseite ein verpixelttes Bild einer rechteckigen Gedenktafel zeigt, flankiert von zwei Männern im Anzug, fahren wir aus dem Fenster spähend die Straßen des Städtchens ab. Die Tafel befindet sich an der Außenmauer einer Zahnklinik, erzählt uns der Leiter des Lemberger Kooperationsbüros, einer der Männer auf dem Foto und unser Gastgeber in der letzten Woche. Der Enthüllung der Gedenktafel vor einigen Jahren seien längere Verhandlungen vorangegangen, letztendlich seien im Gegenzug für das Anbringen der Tafel neue Behandlungsstühle für die Klinik angeschafft worden, und so grüßt sie nun täglich Patientinnen und Patienten auf ihrem Leidensweg.

Wir fahren also die Hauptstraße entlang und glauben schon, die Tafel an einem Gebäude rechterhand entdeckt zu haben, doch als wir stehen bleiben und genauer hinsehen, erweist sich dies als falsch. Um diese Zeit sind erst wenige Menschen auf der Straße. Einen davon, wohl ein Schüler, fragen wir nach der Zahnklinik, ernten aber nur einen skeptischen Blick und bedauerndes Kopfschütteln. Beim Nächsten, einem etwas älteren Mann, bleiben wir abermals stehen. „Mi tražimo stomatološku kliniku. Zubar. Klinika. Da li znate gdje je to?“, versuchen wir es auf Bosnisch, aber der Mann scheint die Frage des Professors erst zu begreifen, als dieser schon etwas ungeduldiger auf seine Zähne deutet – „Dentist! Where is here the dentist clinic?“ – Da hellt sich sein Gesicht auf, und er erklärt uns den Weg auf Ukrainisch, dem wir guter Hoffnung folgen, auf die Ähnlichkeiten der slawischen Sprachen und unsere Deutung seiner Instruktionen vertrauend. So lange, bis wir nach fünfzehnminütiger Fahrt wieder am Anfang des Städtchens angelangt sind. Langsam werden auch die Letzten wieder wach und blicken verwirrt aus dem Fenster. Es wird diskutiert, ob wir nicht doch einfach weiterfahren sollten, um nicht zu viel Zeit auf dem Weg nach Krakau zu verlieren. Wie gesagt, noch haben wir die ukrainisch-polnische Grenze nicht erlebt, sonst wüssten wir, dass zwanzig Minuten mehr oder weniger auch nicht ins Gewicht fallen. Doch gerade da spaziert nochmals ein älterer Mann auf uns zu, der die Irrfahrt des Busses bei seiner Morgenzigarette beobachtet hatte. Gelassen erklärt er uns den Weg zur Klinik, die sich nur wenige Straßen weiter befindet. Nicht mehr ganz so zuversichtlich folgen wir seiner Anweisung und gelangen schließlich zu einem niedrigen, von einem schmiedeeisernen Zaun umgebenen Gebäude, inmitten eines überwucherten Gartens. An der vorderen Hausmauer ist eine längliche Tafel aus rotem Marmor zu erkennen, die jener auf dem Bild ähnelt, daneben ragt eine ukrainische Flagge in den Wind. Der Busfahrer hält an.

Fröstelnd und müden Blickes steigen wir aus. Die feuchte, kühle Morgenluft umfängt uns, Wolken trüben den Himmel. Nacheinander betreten wir den Garten vor dem Gebäude und bleiben in einiger Entfernung vor der Gedenktafel stehen, das hohe Unkraut verhindert, dass wir noch näher kommen. Der Professor sieht sich kurz um, schlägt sein Notizbuch auf und räuspert sich. Aus dem Stegreif referiert er über Leben und Werk Georg Trakls, eines der bedeutendsten Expressionisten der deutschsprachigen Literatur. Seine Kindheit in Salzburg, sein Pharmaziestudium und die Apothekerlehre, schließlich die große Katastrophe, der Beginn des Ersten Weltkrieges, den er an der galizischen Front miterlebt. Die Schlacht in und um das Städtchen, in dem wir uns befinden, hinterlässt unauslöschliche Spuren bei Trakl, der im Lazarett stationiert war. Trakl sieht sich den vielen Verwundeten mit unzureichender medizinischer Versorgung hilflos gegenüber, und erleidet einen Nervenzusammenbruch. Ein Selbstmordversuch scheitert, er entrinnt dem Tod aber nur kurz. Im September 1914 stirbt Trakl an letztlich nicht geklärten Umständen.

Was bleibt, ist das Gedicht. Unser Kollege Naser trägt es zunächst auf Deutsch vor, dann hören wir die Übersetzung auf Kroatisch. Seine Stimme ist noch beschlagen, er räuspert sich, bevor er zu lesen beginnt, und mit dem Zeigefinger immer wieder über den Bildschirm seines Smartphones streicht, um im Text weiterzuscrollen. Allzu pathetisch klingt alles, die tönenden Wälder, das rote Gewölk, die ungeborenen Enkel. Und doch gelingt es für einen kurzen Moment, die Atmosphäre des Schlachtfeldes Galiziens ins Hier und Jetzt zu holen.

Am Abend tönen die herbstlichen Wälder
Von tödlichen Waffen, die goldnen Ebenen
Und blauen Seen, darüber die Sonne
Düstrer hinrollt; umfängt die Nacht
Sterbende Krieger, die wilde Klage
Ihrer zerbrochenen Münder.
Doch stille sammelt im Weidengrund
Rotes Gewölk, darin ein zürnender Gott wohnt,
Das vergossne Blut sich, mondne Kühle;
Alle Straßen münden in schwarze Verwesung.
Unter goldnem Gezweig der Nacht und Sternen
Es schwankt der Schwester Schatten durch den schweigenden Hain,
Zu grüßen die Geister der Helden, die blutenden Häupter;
Und leise tönen im Rohr die dunkeln Flöten des Herbstes.
O stolzere Trauer! ihr ehernen Altäre
Die heiße Flamme des Geistes nährt heute ein gewaltiger Schmerz,
Die ungeborenen Enkel.

Nun stehen wir hier, an einem Maimorgen 2018, ziemlich genau hundert Jahre nach dem Ende des Ersten Weltkriegs an einem Ort, an dem zugleich das höchste und das niedrigste, was Menschen hervorbringen können, zutage trat: Poesie und Krieg. Der „Große Krieg“ war durch das Attentat am habsburgischen Thronfolger Franz Ferdinand in Sarajevo ausgelöst

worden. Unter den sterbenden Kriegern an der galizischen Front waren auch Soldaten aus Bosnien-Herzegowina. Ich stelle mir vor, wie beschwerlich und ungewiss deren Reise über den Balkan und Osteuropa damals gewesen sein muss, und kann mich wieder über unseren Bus und das Ziel und den Zweck unserer Fahrt freuen.

Als wir den Garten vor der Zahnklinik verlassen, kommen die ersten Bediensteten an und beginnen ihren Arbeitstag. Eine blonde Frau in beigem Mantel und Stöckelschuhen, vielleicht eine Zahnärztin, sperrt die Tür auf und beäugt misstrauisch den bosnischen Reisebus und seine Passagiere. Die Stimmung von vor ein paar Minuten ist verflogen, wir sind wieder eindeutig im Jahr 2018. „Wer will, raucht noch eine, dann fahren wir weiter“, kündigt der Professor an. Die meisten steigen fröstelnd in den Bus, um weiterzudösen. Ein kleines Grüppchen bleibt noch draußen, es wird geraucht und geschwiegen. Nach ein paar Zügen räuspert sich der Busfahrer. „Ist das eine berühmte Klinik?“, fragt er. „Nein nein“, winkt der Professor ab und bläst Rauch in die graue Morgenluft. „Ein Dichter war hier, ein berühmter Dichter.“ – Der Fahrer blickt nochmals zum Gebäude hinüber. „Ah ja.“ – Er nickt, nicht sehr überzeugt, und dämpft seine Zigarette aus. Dann steigen auch sie ein und wir fahren weiter.

Kurzbiographie

Rebekka Zeinzinger MA BA, geboren in Melk, hat in Wien Germanistik, Vergleichende Literaturwissenschaft und Geschichte studiert. Seit 2017 lebt und arbeitet sie als OeAD-Lektorin in Sarajevo. Sie lehrt Linguistik, österreichische Literatur und Landeskunde an der Philosophischen Fakultät und übersetzt Literatur aus dem Bosnisch/Kroatisch/Serbischen.